Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch

Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch

Band: 59 (1992)

Artikel: Das politisch-wirtschaftliche Umfeld des Burgdorfer Kirchenbaus 1471-1490

Autor: Dubler, Anne-Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1075950

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das politisch-wirtschaftliche Umfeld des Burgdorfer Kirchenbaus 1471–1490*

Anne-Marie Dubler

Wir feiern das 500. Jahr des Bauabschlusses der Stadtkirche Burgdorf, die *Jürg Schweizer* als «sakrales Hauptmonument der Stadt» bezeichnet hat, als «grössten und wichtigsten Bau, den die Burgdorfer je errichtet haben». Zur Baugeschichte sind nicht viele archivalische Quellen erhalten; sie sind bekannt und zusammengetragen und von *Jürg Schweizer* in den «Kunstdenkmälern der Stadt Burgdorf» minutiös ausgewertet worden. Darüber hinaus lässt sich zur Baugeschichte mehr nicht sagen. Es sind aus dieser Zeit auch andere Archivalien zur Stadtgeschichte überliefert, sowohl im Burgerarchiv von Burgdorf als auch im Staatsarchiv Bern.[1] Mit Hilfe dieser Überlieferung werden wir uns heute abend auf vielerlei Wegen in die Vergangenheit der Jahre 1471 bis 1490 und in das damalige wirtschaftliche, soziale und politische Umfeld des Burgdorfer Kirchenbaus zurückbegeben. Wir werden uns die Voraussetzungen und Begleitumstände des Baus vergegenwärtigen, um uns so in das Denken und Empfinden jener Burgdorfer hineinzuversetzen, die 1471 am Jahresende im alten Rathaus den Beschluss gefasst hatten, an ihren grössten Bau zu gehen, um diesen dann während zwanzig Jahren von aussen wachsen und in weiteren zwanzig Jahren im Innern zur Vollendung gebracht zu sehen.

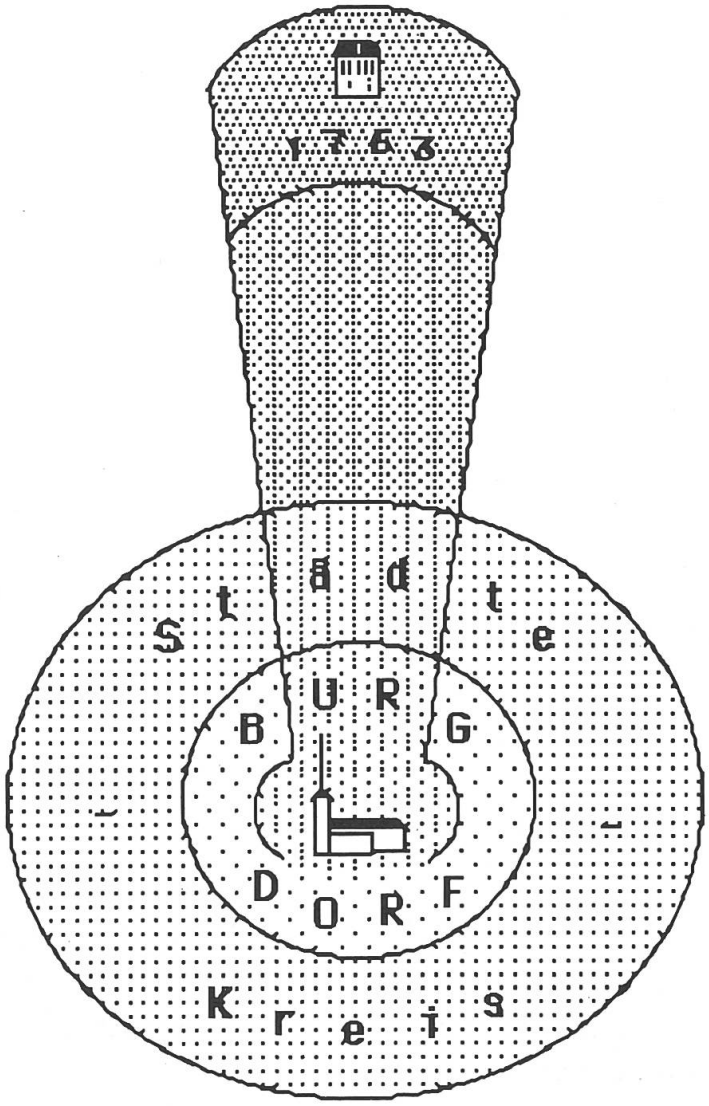
Wir werden uns in Kreisen an die Stadt Burgdorf und ihren Kirchenbau herantasten, und zwar aussen beginnen und Übersicht über die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse und Entwicklungen im grossen Umkreis der Städte um Burgdorf zu gewinnen suchen. Danach werden wir in einem innern Kreis auf dieselbe Art die Lage der Stadt Burgdorf analysieren. Sodann wagen wir uns an den Mittelpunkt heran – an die Burgdorfer Stadtkirche – und versuchen, deren Bedeutung für die Stadt und ihre Bewohner auch im Städte- und Kirchenvergleich zu eruieren. Als letztes wollen wir einen Blick aus dem Burgdorfer Rathaus um 1763 zurück in die Bauzeit werfen und von da

her am Leitfaden der Stadtkirche die spezielle Entwicklung Burgdorfs vom 16. bis ins 18. Jahrhundert verfolgen.

Burgdorf im Städtekreis

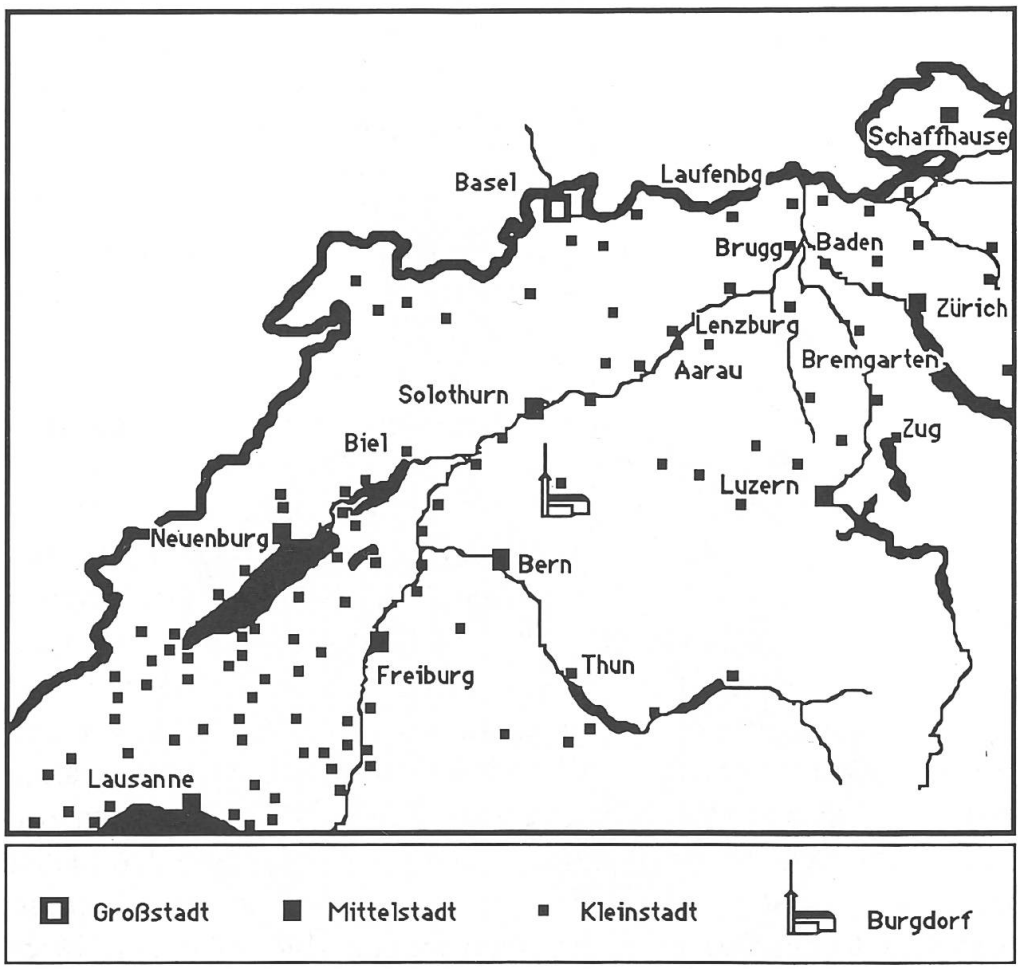
Burgdorf war im 15. Jahrhundert eine Kleinstadt, umgeben von Klein- und Mittelstädten. Weit weg gab es die zwei einzigen mittelalterlichen Grossstädte der Schweiz, Genf und Basel; letzteres war für das bisweilen geldbedürftige Burgdorf als Ort internationaler Kreditgeschäfte und kommunalen Geldverleihs nicht ohne Bedeutung. Aus naheliegenden Gründen setzte sich Burgdorf am meisten mit seinen Nachbarstädten auseinander, vor allem mit Bern, aber auch mit Solothurn und Freiburg sowie mit den benachbarten Kleinstädten. Noch im 14. Jahrhundert gab es spezielle Bindungen zu Thun, waren doch die beiden Kleinstädte mit ihren Schlossanlagen in gleicher Hand und wurden zuletzt sozusagen als *ein Lot* von den Grafen von Kiburg 1384 an Bern verkauft. Die historisch bedingte «Zwillings-Rolle» hörte im bernischen Staat auf. Grössenmässig war Burgdorf im 15. Jahrhundert mit seinen rund 900 Einwohnern grösser als Thun, grösser als die angrenzenden Westschweizer und die meisten bernischen und aargauischen Kleinstädte bis hinunter nach Brugg, indessen etwa gleich gross wie Aarau, aber kleiner als Zofingen mit seinen knapp 1100 und deutlich kleiner als die Bäderstadt Baden mit ihren rund 1500 Einwohnern.

Das 15. Jahrhundert bedeutete das Ende des Mittelalters. Wie das mit Endzeiten so ist, umfassen sie jeweils gleichermassen Höhepunkt und Krise, Umbruch und Aufbruch in eine neue Zeit auf allen Gebieten – kulturell, wirtschaftlich, politisch, sozial. Zum letzten Mal gehörte damals der ganze städteübersäte Raum der Schweiz vom Genfer- bis zum Bodensee zur gleichen, von einer einzigen Kirche, nämlich der römischen, dominierten Kultur. Zum letzten Mal gab es eine offene Wirtschaft und Gewerbefreiheit. In jeder dieser Städte, wie auch immer ihr bauliches Erscheinungsbild und ihre Wirtschaft geprägt waren, dominierte der Wirtschaftszweig «Handwerk». Noch war dieses *die* innovative Wirtschaftsform der Städte; es hatte sich innerhalb der Mauern im Stadtfrieden entwickeln können und blühte dank steigender Nachfrage nach Handwerksartikeln. Unter dem Phänomen



«Handwerk» hatten damals noch alle Betriebsformen – das Preiswerk, das Lohnwerk, das Störhandwerk –, aber auch Grosswerkstätten (Manufaktur) und selbst das Verlagsgewerbe Platz.[2] Von da her hätte sogar die Industrie aus dem Handwerk wachsen können, was später undenkbar wurde. Noch konnte der Handwerker, wenn ihn die Lust dazu ankam, auch Handel treiben. Über dieses Handwerk waren die Städte miteinander verbunden; sie bildeten das Netz, das die Junghandwerker während ihrer Gesellenwanderung aufnahm. Fremde Handwerksgesellen gehörten in jeder Stadt zum alltäglichen Bild. Sie

Burgdorf im Städtekreis



kamen aus benachbarten Städten, aber auch von weit her; je nach Handwerk konnten solche Wanderwege sogar über tausend und mehr Kilometer Luftlinie führen, wie etwa das Beispiel der Kürschnergesellen in Luzern zeigt.[3] Die Gesellen lernten auf der Wanderschaft nicht nur ihr Handwerk, sondern erfuhren auch, dass sie einem übernationalen Berufsstand angehörten, der sich zudem als grenzüberschreitende Gesellschaftsschicht verstand. Die Gesellenwanderungen sind jedoch nur ein einzelner Aspekt der grossen Mobilität im Spätmittelalter, welche alle Stände erfasste. Dank dieser Mobilität wuchsen und blühten unsere Städte. Im 15. Jahrhundert kam aber auch die politische Neuorientierung zu ihrem Höhepunkt: Die letzten grossräumigen

Adelsherrschaften lösten sich samt ihren Personenverbänden auf. Denken Sie an die Kiburger, deren Macht 1383 im Burgdorfer Krieg durch Bern vollends gebrochen wurde, oder an das Haus Habsburg-Österreich, dessen Schweizer Positionen 1415 durch die Eroberung des Aargaus erstmals kräftig zurückgedrängt wurden, oder an das Haus Savoyen, das 1536 im Waadtland-Feldzug seine letzten Ansprüche in unserem Grossraum an Bern verlor. Sie alle wurden von den nun kräftig expandierenden neuen Territorialstaaten verdrängt und ersetzt: An die Stelle der Adelshäuser traten Städte, und Bürger verwalteten vorerst von der Hauptstadt aus das Land.

Der Ausbau dieser Stadtstaaten verlangte viel: Kriegszüge, Steuern und Leistungen beim Aufbau der Landesverwaltung. Städte und Bürger kamen dabei immer mehr unter Druck. Seit Anfang des Jahrhunderts hatten sie in zahlreichen kriegerischen Auszügen teils zur Erweiterung oder Sicherung des eigenen Staatsgebietes beigetragen, teils hatten sie an gemeinsamen eidgenössischen Kriegs- und Verwüstungszügen wie dem Alten Zürichkrieg (1440–1450) teilnehmen müssen. Noch standen allen die Burgunderkriege (1474–1477) bevor. Die Bürger in der Stadt und die Bauern auf dem Land erlitten somit durch häufige Abwesenheit vom Beruf Verdienstausfälle. Gleichzeitig hatten sie vermehrt Steuern zu tragen, denn der Finanzbedarf ihrer Gemeinwesen stieg laufend. Im Oberland kündigte sich bereits in den 1440er Jahren lokale Unzufriedenheit an; man lehnte sich gegen die unaufhörlichen Kriegszüge in einem «Volksbund» (1445/46) auf. Doch nicht nur das Oberland, auch die andern Landesteile litten unter den Verpflichtungen gegenüber der Territorialherrin Bern. Erste Anzeichen einer Wirtschaftskrise, aus der Überanstrengung geboren, zeigten sich in den 1460er Jahren im Handwerk. Die Krise war zwar gar nicht auf das Handwerk beschränkt, doch weil dieses als einziger Berufsstand politisch hochorganisiert war, konnte es sich gleichermassen in Zunft- und Nichtzunftstädten[4] im Rat Gehör verschaffen wie sonst niemand. Die Beschwerdepunkte zeigen überall ein ähnliches Bild: Es gab offensichtlich fremde Meister, die zwar den Stadtfrieden und die Standortvorteile des Stadtmarktes genossen, sich jedoch nicht einkauften und die städtischen Lasten nicht mit den einheimischen Meistern tragen wollten, was nicht nur gegen die bürgerliche Solidarität verstiess, sondern erst eigentlich eine innerstädtische Konkurrenzsituation schaffte. Alle Meister sollten also gezwungen werden, Bürger

und Zunftgenossen zu werden. Desgleichen sahen die städtischen Handwerker plötzlich im Landhandwerk und ebenso auch in den Landmärkten eine Konkurrenz, die abgeschafft werden sollte. Solche «Abschaffungsprogramme» wurden dann auch in den Städten Luzern (1463/71), Zürich (1460er Jahre) und Bern (1464/67) während der sechziger und siebziger Jahre, Jahrzehnte später auch in der Stadt Freiburg (1505) von den Handwerksmeistern im Rat durchgedrückt. Auch wenn sie nirgends verwirklicht werden konnten, sondern im Gegenteil – wie im Bern und Zürich der 1480er Jahre – eine kräftige Gegenbewegung hervorriefen, so zeigen sie doch schon klar den Trend der Entwicklung für die nächsten 300 Jahre an. Er lag in einer «Verengung» der Verhältnisse. Zählen wir einige Punkte auf: Das Handwerk ging überall – gleichviel ob in Zunft- oder Nichtzunftstädten – den Weg von der Gewerbefreiheit in eine Zwangswirtschaft, die man gemeinhin als «Zunftwirtschaft» bezeichnet. Die mittelalterliche Offenheit des Handwerks wich einer zunehmenden Abschottung gegenüber anderen, sich neu entwickelnden Wirtschaftszweigen. Der Handwerker selbst beraubte sich durch eine sture Gewerbegesetzgebung der Möglichkeit, mehr als ein Handwerk oder neben dem Handwerk auch gewinnbringenden Handel zu treiben. Freiwillig unterwarf er sich dem Preis- und Lohndiktat der Regierung, das ihm immer weniger Verdienst zugestand. Unternehmerische Freiheit, in der sich der Tüchtige mit mehr Einsatz hervortun konnte, wurde unterbunden zugunsten einer Privilegienwirtschaft, in der die Zunftzugehörigkeit das Wichtigste war. Innovationsbereitschaft wich dem letztlich kontraproduktiven Traditionsdenken. Von allen Errungenschaften des Mittelalters erhielt sich dagegen noch für über 100 Jahre die grosse Mobilität, sei es im ungebrochenen Zuzug neuer Stadtbewohner oder sei es in der Gesellenwanderung des Handwerks.

Fassen wir zusammen: Das 15. Jahrhundert brachte die Endblüte des reichen Städtewesens auf dem engen Raum Schweiz, in welchem die stärksten Städte darangingen, Territorialstaaten zu schaffen, in denen umfassende politische Stabilität und Frieden herrschen sollten. Der Aufwand für diese Friedenssicherung militärisch und finanziell war gross und musste von allen Städten, von Bürgern und Landleuten mitgetragen werden. Er steigerte die militärische Kraft, erschöpfte aber die wirtschaftliche. Die Schuldenlast der Städte stieg wie nie zuvor und nie nachher bis in die heutige Zeit. In allen Städten hatte die hoff-

1 Burgdorf im Jahr 1477.

nungsvolle wirtschaftliche und demographische Aufwärtsbewegung des Spätmittelalters in den 1460/70er Jahren, kaum bemerkt von den Zeitgenossen, ihren Zenit überschritten und war zunächst in eine Krise hineingeglitten, die man als «Krise der Stadtwirtschaft» bezeichnen muss. Es waren die Jahre des Burgdorfer Kirchenbaus. Da Burgdorf so, wie das aus dem Kartenbild ersichtlich wird, in dieses System der Friedenssicherung im Territorialstaat, aber auch ins System der Stadtwirtschaft eingebunden war, musste der Umbruch vom Spätmittelalter in die Neuzeit ebenfalls Spuren hinterlassen haben.

Burgdorf – Kirchenbau, Herrschaft und Stadtwirtschaft

Diesen Abschnitt werden wir in zwei Aspekte unterteilen: Welches waren erstens die Voraussetzungen für den Neubau der Burgdorfer Stadtkirche? Wie wirkte sich zweitens die finanzielle Belastung durch den Bau auf die Stadt aus?

Der letzte und unwiderrufliche Beschluss, die alte durch eine neue Stadtkirche zu ersetzen, muss am Jahresende 1471 im Rat gefallen sein. Überliefert ist nur der Bauvertrag, den Schultheiss und Rat mit Maurern, Steinmetzen und Steinbrechern wohl kurz danach am Sonntag, 21. Dezember 1471, abschlossen. Dass solch weitreichende Entscheidungen nicht von einem Tag auf den andern fallen, sondern Jahre der Vorbereitung und der Reifung in der Öffentlichkeit brauchen, ist uns aus unserer eigenen Zeit bekannt. Direkte Quellenhinweise auf diesen wohl längern Meinungsbildungsprozess sind nicht überliefert. Wir werden uns also geduldig umsehen müssen, um herauszufinden, was den Gedanken an eine *neue* Kirche heraufbeschworen und beflügelt haben könnte, denn die Stadt verfügte ja über eine Kirche am gleichen Standort, schon gleichermassen «wahrzeichenhaft [...] ein Eckpfeiler der Stadt» *(Schweizer)* wie die heutige Kirche.

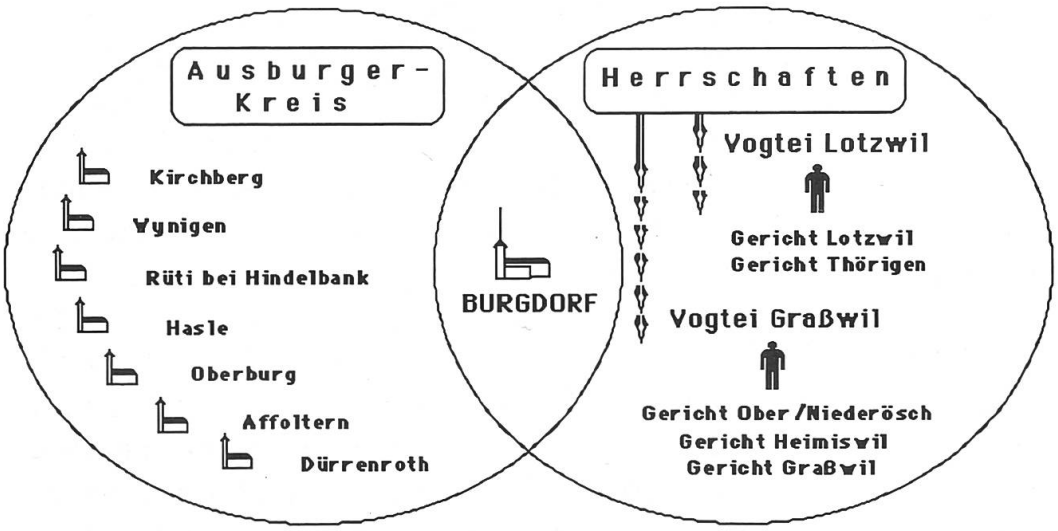
Gewiss gab es vordergründige Argumente für eine neue Kirche. Da war einmal die neue Selbständigkeit: 1401 hatte man die Stadtkirche, die bis dahin nur Filiale war, von Oberburg abgelöst, zur eigenen Pfarrkirche erhoben und Bern das Kollaturrecht übertragen. Wieso sollte man die neue unabhängige Stellung nicht durch einen imposanteren Bau – nicht zuletzt auch gegenüber dem nun bernischen Schloss – dokumentieren? Ein weiteres Argument waren wahrscheinlich die

Schäden an der Bausubstanz der alten Kirche, wie aus den Grabungsuntersuchungen hervorging; diese Schäden dürfte man anfangs beobachtet und daran geflickt haben, bevor man gleich einen Neubau erwog. Ein drittes nicht zu unterschätzendes Argument auch in andern Belangen war Berns Vorbild: Bern hatte seinen Münsterbau 1420 in Angriff genommen. Zwar war die Devise «Machs na» hoch oben am Berner Münster erst um 1500 zu lesen, doch die Burgdorfer imitierten stadtbernische Neuerungen auch ohne Aufforderung.

Der Kirchenbau hatte aber noch ganz andere Voraussetzungen. Basis für derlei hochfliegende Pläne gab vor allem die gesicherte politische und die blühende wirtschaftliche Lage der Stadt Burgdorf und ihrer Bürger ab. Mit dem Übergang der Stadt an Bern 1384 war Burgdorf in eine politisch stabile, ruhige Phase getreten. Endlich war die Stadt wirklich sicher, nicht schon morgen, trotz gegenteiliger Abmachungen mit den Grafen von Kiburg, in irgendeiner Notverpfändung oder in einem der damals üblichen kombinierten Verkaufs- und Lehenverträge neuen, politisch pokernden Mitherren ausgeliefert zu werden. Endlich war der Stadtfrieden und der Frieden vor den Toren von einer Herrschaft gesichert, die nicht kurzfristige Familien-, sondern langfristige Territorialpolitik betrieb. Burgdorf gelang es nun auch, sich unter dem Schutz der Stadt Bern und in deren Einverständnis ein eigenes kleines Herrschaftsgebiet aufzubauen. Zwischen 1394 und 1435 kaufte es Stück für Stück die Kleinherrschaften Rütschelen, Grasswil, Wil, Inkwil, Bickigen, Heimiswil und Gutenburg samt Lotzwil auf, ferner die Gerichtsbezirke Nieder- und Oberösch, Bettenhausen, Thörigen und Kleindietwil. Auch Zoll- und Zehntrechte, Wälder und Höfe wurden erworben. Aus diesem Besitz schuf Burgdorf zwei Verwaltungskreise, die Vogteien Lotzwil und Grasswil, unter der alternierenden Verwaltung eines Ratsmitglieds, das als Lotzwil- bzw. Grasswilvogt bezeichnet wurde. Es waren begehrte Verwaltungsstellen für Burgdorfer Ratsherren, ebenso wie die Einkünfte aus den Vogteien in Naturalien und Geld, vor allem die Bussengelder aus den Dorfgerichten, ein wesentlicher Bestandteil des städtischen Einkommens waren.

Die Stadt Burgdorf hatte schon früher nicht anders als andere Städte mit den Ausburgern einen weiteren Einflussbereich aufzubauen begonnen. Ausburger werden konnte jedermann, der ausserhalb Burgdorfs sass und bereit war, der Stadt und niemandem sonst Kriegs-, Arbeits- und Fuhrdienste sowie Steuern zu leisten gegen die Zusiche-

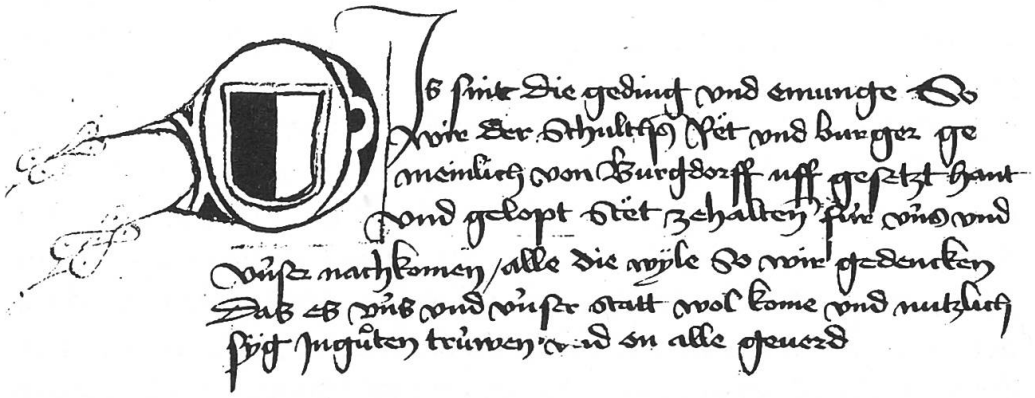
Burgdorfs Einkünfte



rung, dass er sich in Notzeiten in den Schutz der Stadt flüchten und dort ganz allgemein auch Zoll- und Handelserleichterungen geniessen könne. Die Ausburger stellten in jeder Stadt eine namhafte Steuerquelle dar. Burgdorfs Ausburger sassen in vielen Gemeinden rund um die Stadt neben Ausburgern anderer Städte – Berns, Solothurns. Diese nicht territorial umschriebenen lockeren Personenverbände wurden zum Problem, als die Stadtstaaten ganze Territorien beanspruchten und alle dort lebenden Menschen für sich verpflichteten, sei es in militärischen, sei es in steuerlichen Belangen. Bern und Solothurn lösten dieses Problem, indem sie ihre Einflusszonen 1427 voneinander sonderten. Eine ähnliche Lösung drängte sich wenig später auch zwischen Haupt- und Untertanenstadt auf: Im Ausburgervertrag von 1431 grenzten Bern und Burgdorf ihren Einflussbereich ab, das heisst, Burgdorf erhielt einen genau umschriebenen Ausburgerkreis zugewiesen, der in Zukunft sein alleiniger Steuerbezirk war, in dem Bern trotz Landesherrschaft ohne Zustimmung Burgdorfs keine Steuern erheben durfte. Diese Abmachung blieb ein Sonderfall im bernischen Staat. Die Kleinstadt hatte sich damit ein weiteres ökonomisches Standbein neben ihren Herrschaften geschaffen. Der Ausburgerbezirk umfasste die «acht Kirchspiele», nämlich Kirchberg, Koppigen, Wynigen, Rüti bei Hindelbank, Hasle, Oberburg, Affoltern und Dürrenroth, und deckte sich damit nicht mit dem Gebiet der Burgdorfer Herrschaft.

Bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich Burgdorf somit eine wirtschaftlich gute Ausgangslage geschaffen. Noch im 14. Jahrhundert hatte die Stadt ihre Infrastruktur mit Stadtmühlen, Spitälern, dem öffentlichen Verkaufshaus (Schaal), mit Märkten und Zoll, mit Wäldern und Allmenden vom Stadtherrn übernommen und kommunalisiert. Nun folgte auch der Ausbau des Rechts und seiner Hilfsmittel. In der Stadtkanzlei wurde 1440 das erste «Stadtbuch» angefangen, in das der Stadtschreiber fortan Einkünfte, Verträge und Abmachungen eintrug, so auch die Amtseide der Behördemitglieder und den ältesten Emmenzoll-Tarif «unter der Brücke» (um 1445). Fünfundzwanzig Jahre später (um 1465) legte Stadtschreiber *Balthasar Brunnwurz* die erste «Stadtsatzung» an, eine der damals üblichen städtischen Rechts- und Gesetzessammlungen, die in Bern wiederum vorbildhaft bereits einige Zeit vorher entstanden waren und dort wie hier die «Handfeste» – das alte Stadtrecht – flankierten.

Ich fasse zusammen: Eine solide Wirtschafts- und Verwaltungsstruktur, die sich die Stadt seit den 1390er Jahren schrittweise aufgebaut hatte, ermöglichte ihr, mit einiger Grosszügigkeit an den Neubau ihrer Stadtkirche zu gehen, als die alte Kirche zu ersetzen war. Der Neubau gab der prosperierenden Kleinstadt zugleich die Möglichkeit einer neuen Selbstdarstellung.



2 Älteste Stadtsatzung von Burgdorf, verfasst von Stadtschreiber Balthasar Brunnwurz um 1465 (Anfangszeilen).

Wie wirkte sich nun aber die finanzielle Belastung durch den Bau auf die Stadt aus? Ein Kirchenbau war sicher nicht die einzige Bauunternehmung einer spätmittelalterlichen Stadt. Zu den aufwendigsten und nie abgeschlossenen Aufgaben gehörten Ausbau und Unterhalt der Wehrbauten, die ja erst die Stadt ausmachten. Wenn sich Burgdorf 1431 reichlich pathetisch darüber ausliess, welch unsägliche Kosten, Arbeit, Mühe und Kummer der Stadt die baufällig gewordenen Ringmauern, Stadtgraben und Türme verursachten, so geschah dies sicher nicht ohne Absicht. Die Stadt stand ja damals vor der Aufgabe, in den Verhandlungen um den Ausburgervertrag mit Bern eine möglichst günstige Stellung auszuhandeln, was ihr ja auch gelang. Verhandlungstaktik hin oder her – das Burgdorfer Gemeinwesen war tatsächlich mit Bau- und Renovationskosten konfrontiert, wozu noch grosse Summen zur Behebung von Schäden kamen, die die unberechenbare Emme an Mühlenkanal und -wehr, an Brücken und Stegen, an der städtischen Wasserzuleitung anrichtete. 1471 entschloss sich also die Stadtbehörde zum Kirchenbau. Erstaunlich ist, dass sie diese Aufgabe ganz allein ohne fremde Hilfe anging. Dabei war es sonst üblich, dass sich der Kollator[5] an einem Neubau beteiligte, indem er etwa den Bau des Chors übernahm. Wieso gelangte Burgdorf nicht an seinen Kollator, die Stadt Bern? In Burgdorf kannte man natürlich die bernische Situation – Bern stand selber mitten in enormen Vorhaben, nicht zuletzt mitten im Münsterbau. Aus diesen Gründen dürfte die Bitte um Hilfe, vielleicht auf einen Wink des bernischen Amtmanns, des Schultheissen in Burgdorf, unterblieben sein. Das aber hiess, dass die Burgdorfer Stadtverwaltung zur Finanzierung des Baus alle Mittel heranziehen musste: Das war zuerst das Kirchenvermögen, das bis 1490 aufgezehrt war. Man musste aber auch die Mittel der Stadt angreifen. Über die Grösse des Kirchenguts, das ja auch bürgerliche Stiftungen des 15. Jahrhunderts umfasste, bzw. über die Höhe der aus dem Stadtsäckel hinzugefügten Mittel sind wir nicht orientiert. Aber wir wissen, dass die Stadt im Jahr nach der Vollendung des Baus 1491 genötigt war, für Burger und Ausburger eine Sondersteuer aufzulegen, weil dringende Renovationsarbeiten an den Ringmauern fällig, aber alle Mittel aufgebraucht waren. Die erschöpfte Finanzkraft der Stadt war denn auch der Grund, weshalb sich die Ausstattung im Innern des vollendeten, aber leeren Baukörpers über weitere zwei Jahrzehnte hinzog. Dabei handelte es sich um «eingeplante, integrierende» Bestandteile

(Schweizer) wie etwa den Lettner (1511 / 12) und die Altäre, deren Fundamente vor 1490 gelegt waren. Auch Sakramentshaus, Zelebrantensitz, Orgel und Fensterverglasung gehörten zu einem geordneten Kirchenbetrieb. Schon bald erhielt die ausser Atem geratene Bauherrin Stadt Burgdorf Sukkurs. Kurz vor dem Abschluss des Baus leiteten zwei ihrer vielleicht reichsten Bürger, *Hans Hundsberg* und *Berchtold Michel von Schwertschwendi,* mit grössern privaten Altar- und Pfründenstiftungen die Stiftungswelle der Bürgerschaft ein, die bis in die 1510er und 1520er Jahre anhielt. Der volle Umfang der Schenkungen an das neue Gotteshaus wird wohl nie zu rekonstruieren sein, weil es sich mit Ausnahme der Grossstiftungen um Objekte zur Ausschmückung des Kircheninnern und des Gottesdienstes handelte, um Scheiben, Bildwerke, Messegeräte, Bücher, Messegewänder und Altartücher, die mitsamt dem Wissen um sie von der Reformation hinweggeräumt wurden. Vergabungen dürfte es in allen Grössenordnungen gegeben haben, wie sie der spätmittelalterlichen Spenderfreude und der damit verbundenen Heilserwartung von Arm und Reich entsprachen. Seit 1505 gab es ausserdem die Liebfrauen-Bruderschaft, eine Gebets- und Begräbnisgemeinschaft der Burgdorfer Priesterschaft, die mit festlichen Andachten zur Verschönerung des Gottesdienstes beitrug. Alle Burgdorfer waren in dieser zweiten Phase der Ausschmückung des Kirchenraums zwischen 1490 und rund 1520 somit zur privaten Spende aufgerufen. Dass obligate und Sondersteuern ebenfalls auf ihnen lasteten, darf nicht vergessen werden. Das heisst also, dass die Bevölkerung und ihre Behörde den Kirchenbau während über vierzig Jahren gemeinsam und ohne sichtbare Zerwürfnisse durchgetragen haben. Es war ein Kirchenbau, der eigentlich die Kräfte der Stadt und ihrer Bürger überforderte.

Hat der Kirchenbau die Stadt Burgdorf tatsächlich überfordert? Die nicht weiter zu belegende öffentliche Diskussion um die Frage, ob die alte Kirche zu belassen oder eine neue zu bauen sei, hatte sichtlich noch in der wirtschaftlich «guten» Zeit stattgefunden. Dieser Zeit ist auch der «grosse Wurf» der Burgdorfer Kirche zu verdanken. Vielleicht waren es schon die vierziger, sicher die fünfziger Jahre, in denen es in der Stadt um den Neubau brodelte. In den sechziger Jahren dürfte das Projekt immer konkreter geworden sein. *Wir* wissen, dass sich in den sechziger Jahren die wirtschaftlichen Bedingungen der Städte zu verändern begannen. Die Mehrheit der Zeitgenossen dürfte aber den

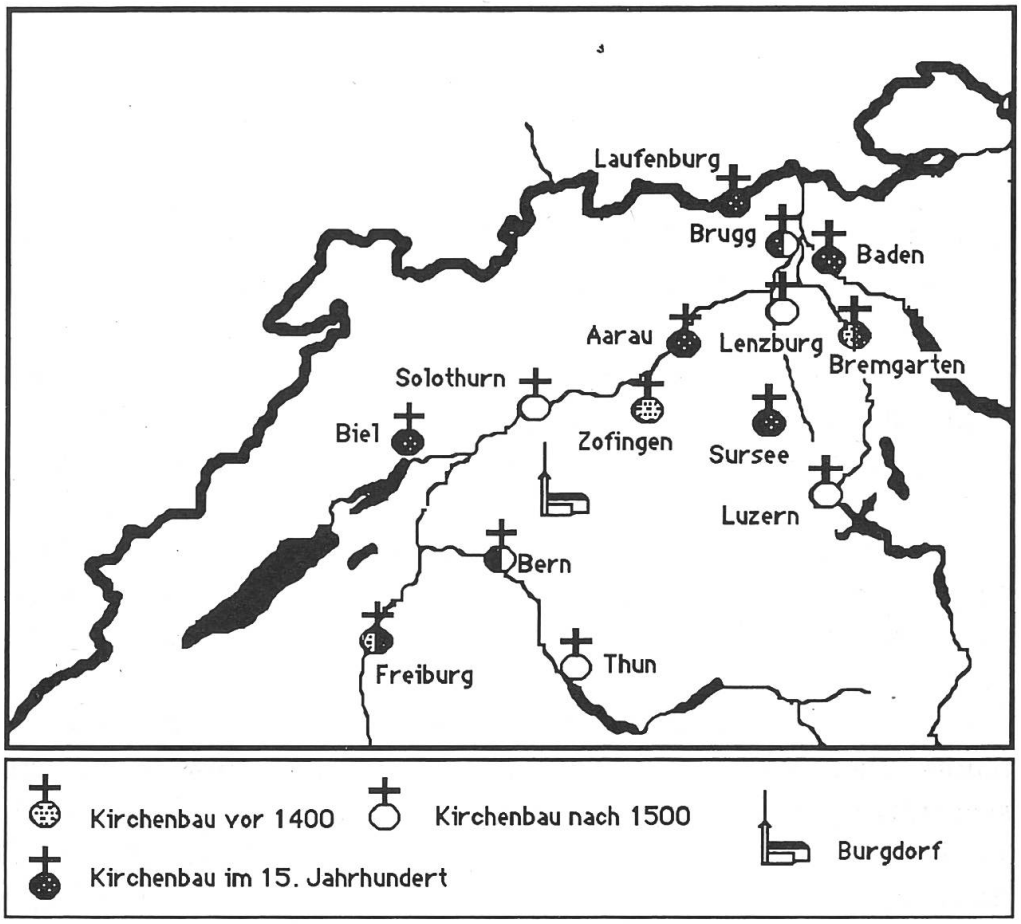
Wandel nicht erkannt haben; anders wäre der Ratsbeschluss vom Ende des Jahres 1471 ja nicht zu erklären.

Stadtkirchen – Wahrzeichen ihrer Städte

Macht, Reichtum und Selbstbewusstsein einer Stadt spiegeln sich in ihrer Hauptkirche. Vor allem der mittelalterliche, aber auch der neuzeitliche Mensch war sich bewusst, dass jeder Fremde die Stadtkirche – das grösste Bauwerk nach der Stadtbefestigung – besuchen und mit andern Stadtkirchen vergleichen würde. Keine Stadt versäumte es deshalb, durch ihre Hauptkirche zu zeigen, was sie zu leisten vermochte. Im Kirchenbau vereinte sich so die religiöse Grundhaltung mit einem recht weltlichen Willen zur Selbstdarstellung. Der Wille allein genügte freilich nicht; vielmehr mussten auch die wirtschaftlichen und rechtlichen Bedingungen gegeben sein. Zum Verständnis solcher Zusammenhänge hilft ein Vergleich im schon bekannten Städtekreis um Burgdorf.

Vergleicht man – um mit ihnen zu beginnen – die Epochen, in denen Stadtkirchen völlig oder grossenteils neu erbaut wurden, so lassen sich interessante Übereinstimmungen erkennen. Zweifellos war das 15. Jahrhundert eine Zeit, in der Städte grosse Bauwerke in Angriff nehmen konnten, weil der Frieden soweit gesichert war, die Stadtfinanzen soweit gut begründet waren und in der Stadtbevölkerung der nötige Opferwillen zu noch mehr Steuern und zu privaten Stiftungen vorhanden war. Von fünfzehn der hier verzeichneten Stadtkirchen entstanden nämlich zehn ganz oder grossenteils im 15. Jahrhundert, davon sieben in dessen zweiter Hälfte, in ziemlich vergleichbaren Zeiträumen wie Burgdorf also. Jene fünf Kirchen, die nicht in dieser Zeit erneuert oder neu gebaut wurden, waren – mit Ausnahme der Kirche in Thun – alle zwar Pfarr-, aber nicht eigentliche Stadtkirchen; vielmehr standen sie in rechtlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit von einer andern Institution. Luzerns Hofkirche war die Kirche des Klosters und seit 1426 des Chorherrenstifts im Hof, Solothurns Ursen- und Zofingens Mauritiuskirche waren ebenfalls Stiftskirchen. In Lenzburg herrschten ähnliche Verhältnisse wie in Burgdorf vor 1401: Die Lenzburger Kirche war bis 1565 bloss eine Filiale der Mutterkirche auf dem Staufberg. Diese Abhängigkeiten wirkten sich ganz direkt aus. Im Fall der

Kirchenbau um Burgdorf im Zeitvergleich



Kloster- und Stiftskirchen waren Grundherren Träger der Kirche. Grundherren wie Klöster und Stifte aber hatten keinen Anteil am Aufschwung der Stadtwirtschaft gehabt, sondern litten vielmehr in höchstem Masse unter der Krise der Grundherrschaft - unter der Misere mit aufsässigen Pächtern, leerstehenden Leihehöfen, zerfallenden Getreidepreisen und anderem. Sie konnten nicht in einen Neubau investieren. Bei Filialkirchen aber waren die Mutterkirchen wenig daran interessiert, ihren Einfluss zu verlieren, den sie natürlich mit einem weit attraktiveren Neubau in der Stadt schnell eingebüsst hätten. In beiden Fällen - Stiftskirche oder Filiale - hatte die Stadt somit nur sehr bedingten Einfluss auf einen Neubau. Dass sich eine Stadt allerdings auch über solche Hindernisse hinwegsetzen konnte, zeigt

das Beispiel des Münsterbaus in Bern. Auch Bern war bloss eine Filiale; seine Mutterkirche war bis 1484 die Deutschordenskirche in Köniz. Berns politische und wirtschaftliche Kräfte waren aber nach 1400 so sehr angewachsen, dass es nicht nur einen Neubau ganz auf sich nehmen konnte. Es setzte auch – allerdings in langsamerer Gangart – die Loslösung von der Ordenskirche und mit der Gründung eines eigenen Chorherrenstifts sogar die Erhöhung seiner Stadtkirche in den Rang einer Stiftskirche durch.
Wenn wir die Bauzeiten vergleichen, so zeigt sich bald, dass die zwei «Grossprojekte», nämlich die «hochgotisch konzipierte» Nikolauskirche, heutige Kathedrale, in Freiburg und das als «bedeutendstes spätgotisches Gesamtkunstwerk der Schweiz» bezeichnete Münster in Bern entsprechend ihrem umfangreicheren Konzept wesentlich längere Bauzeiten brauchten. Freiburg vollendete seine Kirche in rund 207, Bern in rund 160 bis 170 Jahren. Hinter dem grösseren, aber schneller vollendeten Berner Münsterbau stand eine kraftvollere Bauherrin; Freiburg hatte zwischen Bauanfang und -ende zu viele, auch politisch unglückliche Wechselfälle erleben müssen und war von einer bestimmten Zeit an ganz einfach die unbedeutendere Stadt. Es erstaunt nun nicht, dass die Kleinstadt Bremgarten im Aargau für ihre

Dauer des Kirchenbaus um Burgdorf

Freiburg	1283 - 1490	207 Jahre
Bern	1420-1580/90	170 Jahre
*Bremgarten AG	1343, 1382-1487	144 Jahre
*Burgdorf	1471 - 1490 - 1512	41 Jahre
*Brugg	1479 - 1518	39 Jahre
Biel	1450 - 1470	20 Jahre
*Baden	1457 - 1470	13 Jahre
*Aarau	1471 - 1478	7 Jahre
Sursee	1461 - ? [nicht erhalten]	? Jahre
*Laufenburg	2. Hälfte 15. Jahrhundert	? Jahre

* Konzept der oberrheinischen Bettelordenskirchen

3 Glasmalerei aus der Stadtkirche aus dem beginnenden 16. Jahrhundert (Fragment).

Foto: F. Hoppe, Burgdorf
Die ev.-ref. Kirchgemeinde Burgdorf übernahm die Kosten der Lithographie
für dieses Farbbild.

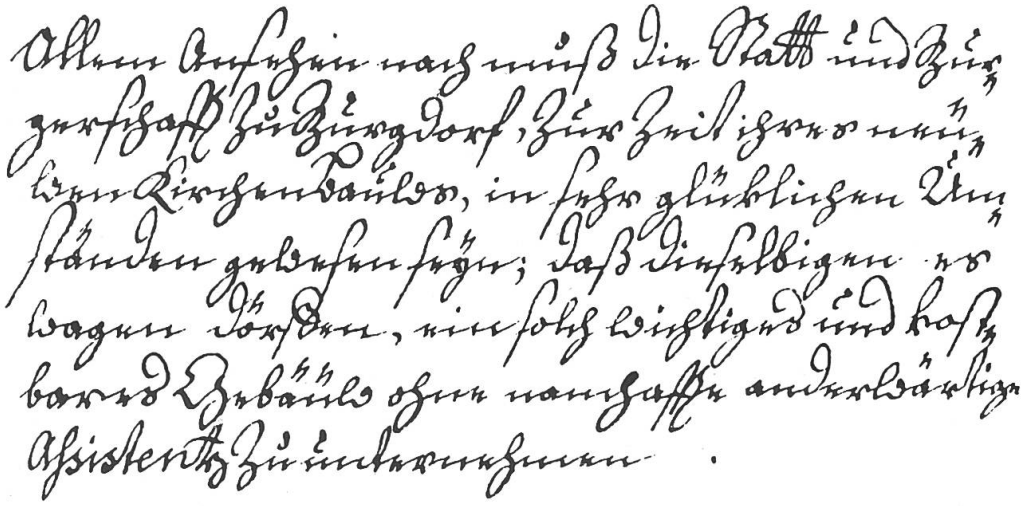
nicht eben grosse Stadtkirche, die in Schüben entstand, eine derart lange Bauzeit von insgesamt 144 Jahren zu erdauern hatte; auch hier dürften wirtschaftliche Probleme die Bauzeit verlängert haben. Burgdorf weist unter diesen Städten die drittlängste Bau- und Ausstattungszeit, nämlich über vierzig Jahre auf. Dafür brauchten die Bieler für ihre Stadtkirche, die «als bedeutendster spätgotischer Kirchenbau im Kanton Bern nach dem Berner Münster» taxiert wird, nur zwanzig Jahre. Biel und Burgdorf waren beide Ableger der Berner Münsterbauhütte. Biels Kirchenkonzept war im Sinne eines Nachfolgebaus dem bernischen verpflichtet, Burgdorfs Konzept dagegen nicht. Nach *Jürg Schweizers* Ausführungen nahm man in Burgdorf die Tradition der oberrheinischen Bettelordenskirchen auf und stützte sich insbesondere auf die im Aargau von der Klosterkirche Königsfelden inspirierte und u. a. an verschiedenen aargauischen Stadtkirchen geübte Bauweise. Offensichtlich war von diesen Bauten Burgdorf «der stattlichste, aufwendigste und vor allem der konsequenteste, [...] aus einem Guss» entstanden und einen einheitlichen, geschlossenen Baugedanken darstellend. Dieses begründete Urteil *Schweizers* weist somit auch von der kunsthistorischen Seite darauf hin, dass die Kleinstadt Burgdorf und ihre Bürger einen für ihre Verhältnisse «grossen Bau» gewagt und durchgetragen haben.

Burgdorfs Kirchenbau in der Rückschau des Ancien Régime

Hatte der Kirchenbau die Stadt Burgdorf tatsächlich überfordert? Diese Frage ist aus den Quellen des 15. Jahrhunderts nicht zu beantworten. Sicher ist, dass 1491 das Kirchengut und die damaligen Mittel der Stadt aufgezehrt waren. Mit einer Sondersteuer und mit den jährlichen städtischen Einkünften schaffte man es dann doch, Kirchenbau und Ausstattung noch vor der Reformation zu vollenden. Der aufwendige, schöne Bau blieb danach, abgesehen von den vielen 1528 verlorenen privaten Gaben an das Kircheninnere, gut erhalten und verlangte offenbar über lange Zeit nur kleinere Reparaturen. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts fielen plötzlich die grossen Unterhaltsarbeiten an: Um 1742 mussten Strebepfeiler rings um die Kirche ersetzt werden, und eigentlich hätte man auch gleich neue Fenster, Reparaturen am Chor und anderes an die Hand nehmen müssen. Aber dafür

war kein Geld vorhanden. Rund zwanzig Jahre später wurde 1763 das Reparieren dringend – die Kirchendecke drohte einzustürzen, und die seit langem vom Hagel zerschmetterten Fenster boten weder Schutz vor Kälte noch vor Nässe. 1742 hatte die Stadt die Erneuerung der Strebepfeiler noch so schlecht und recht aus dem Stadtsäckel aufbringen können. Aber was nun 1763 anfiel, überstieg die ohnehin durch Stadtbrand (1715) und Wiederaufbau, ferner durch Emmenhochwasser und anderes strapazierten Stadtfinanzen. In dieser Notlage entschloss sich die Stadtbehörde entgegen ihrer jahrhundertelangen Abstinenz nun wirklich, ihren Kollator, die Stadt Bern, um finanzielle Beihilfe anzugehen. Zur Stützung des Gesuchs musste sie einen Rechenschaftsbericht über ihre Kirchenverwaltung ablegen, in welchem sie sich zugleich auch mit der vergangenen Zeit des Kirchenbaus auseinandersetzte. Diesem Bericht sind für uns einige wichtige Punkte zu entnehmen: Erstens gab es zu diesem Zeitpunkt bis zurück gegen 1600 kein der Rede wertes Kirchengut, aber es gab bis wenige Jahrzehnte vorher einen eigenen Kirchmeier (Kirchengutsverwalter), dessen Amt sich irgendwie aus dem Mittelalter herübergerettet hatte. Der Kirchmeier hatte weder Stiftungen noch Schenkungen oder Vergabungen irgendwelcher Art zu verwalten. Daraus resultierte zweitens, dass der gesamte Gebäudeunterhalt zu Lasten der Burgdorfer Stadtverwaltung ging, die damit schon seit Jahrzehnten überfordert war. In einer schweren Situation wie dieser war die Verlockung gross, frühere Zustände als besser zu betrachten. So liest man im Rechenschaftsbericht: «Allem Ansehen nach muss die Statt und Burgerschafft zu Burgdorf zur Zeit ihres neüwen Kirchenbauws in sehr glüklichen Umständen gewesen seyn, dass dieselbigen es wagen dörffen, ein solch wichtiges und kostbares Gebäüw ohne namhaffte anderwärtige Assistentz zu unternehmen.» Weiter unten steht der Satz: «Nunmehro aber hat sich das Blatt vollkommen gewendet...» Man betrachtete somit die Wirtschaftslage Burgdorfs zur Zeit des Kirchenbaus als besonders prosperierend und die Gegenwart um 1763 als besonders notleidend, da man sich ausserstande sah, die 4000 Pfund für die Reparaturen alleine aufzubringen.

So betrachtet, hatte sich einiges tatsächlich kräftig verändert. Nun – der Anfang dieses Wandels lag nicht erst im 18. Jahrhundert, sondern viel früher, teilweise bereits in der Zeit des vorrückenden Baus und auch in der Reformation. Stadt und Burgerschaft hatten ihre Kirche

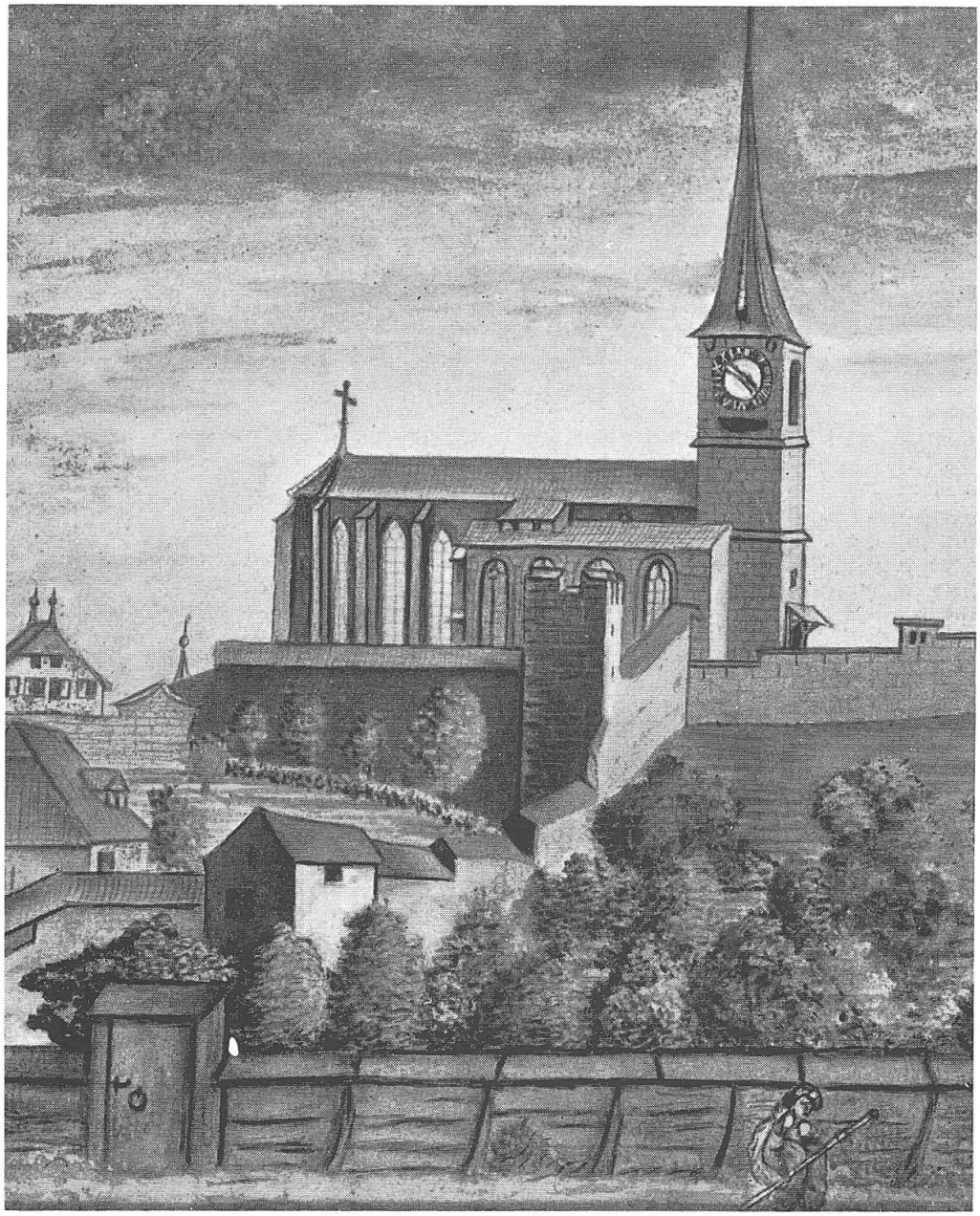


4 Bericht der Stadtbehörde über ihre Kirchenverwaltung vom 6. Mai 1763.

tatsächlich aus eigenen Kräften erbaut. Sie nahmen damit ein Element der Reformation – die Kommunalisierung der Kirche – zumindest im Bau- und Finanzbereich voraus. Wie wir wissen, gab es zwei weitere Stützen des Bauvorhabens – das Kirchengut, das man aufbrauchte, und den Opfersinn der ganzen Bürgerschaft, der auf der mittelalterlichen Vorstellung beruhte, dass «gute Werke» wie Stiftungen an die Kirche den persönlichen Weg zum Himmelreich ebnen könnten. Mit dieser Vorstellung von Werkheiligung räumte die Reformation auf, mit dem Resultat, dass nach 1528 kein Burgdorfer mehr daran dachte, seiner Kirche etwas zu schenken. Aus diesem Grund kam es nicht zu einer Wiederbegründung des verbrauchten Kirchenvermögens. Das schien damals ja auch kaum nötig, weil schliesslich der Stadtsäckel die Kirche unterhielt. Wie ganz anders präsentierte sich die Lage der Stadt- und Dorfkirchen im benachbarten katholischen Gebiet. Unterhalts- und Erneuerungsarbeiten wurden da vom Kirchengut, das meist in verschiedenen zinstragenden Fonds bestand, und stark vom privaten Opfersinn getragen; der öffentliche Säckel wurde nach Möglichkeit geschont. Auf diese volksnahe und opferfreudige Art fanden die Barockisierung und der Neubau vieler Kirchen im 17. und 18. Jahrhundert statt, was allerdings den Bestand an romanischen und gotischen Kirchen im katholischen Gebiet fast völlig hinwegfegte.

Der Burgdorfer Stadtsäckel musste also ausser den Gemeindeaufgaben auch den Unterhalt der Kirche finanzieren. Nun hatte sich aber die gesamte politische und wirtschaftliche Situation der Stadt seit dem ausgehenden Spätmittelalter verändert. Wenden wir uns zuerst der Politik zu. Burgdorf war nunmehr fest in den bernischen Staat eingegliedert. Einesteils profitierte die Stadt vom Landesfrieden, anderenteils aber hatte sie sich Zielvorstellungen unterzuordnen, die ihren eigenen Interessen zuwiderlaufen mussten. Das traf zum Beispiel auf die «machtpolitische» und die Einkommensstruktur Burgdorfs – auf die beiden Standbeine «Herrschaften» und «Ausburgerkreis» – zu, die im Lauf des Ancien Régime (1550–1798) grossenteils ihren alten Wert einbüssten. So musste Burgdorf in zahllosen Auseinandersetzungen mit den bernischen Amtleuten in den Vogteien Wangen und Aarwangen um die dortige Gerichtsbarkeit seiner Kleinherrschaften immer wieder Rechtsverluste einstecken. Auch wenn die Stadt jeweilen dem Wort nach den Sieg davonzutragen schien, wurde ihrer Herrschaft im Namen der übergeordneten bernischen Landesherrschaft dennoch das Mark aus den Knochen gesogen. Ähnlich verlor auch der Ausburgerkreis seit dem 16. Jahrhundert an Wert. Nachdem es immer wieder zu unangenehmen Auseinandersetzungen mit Ausburgern gekommen war, verlangte Burgdorf im 18. Jahrhundert Tellen, Arbeits- und Fuhrdienste nur noch mit Zurückhaltung und die Ausburgersteuer überhaupt nicht mehr. Die Rechtstitel bestanden zwar noch, aber die Zeit hatte sie ausgehöhlt. Auch die Zollrechte Burgdorfs – Stadt- und Transitzölle – waren einst eine erhebliche Einkommensquelle. Noch 1745 bezeichnete die Stadtbehörde ihren Transitzoll in Kirchberg als «schönstes und edelstes Kleinod von allen dieser Stadt Rechten und Freiheiten» (RQ Burgdorf). Dabei lag die Stadt mit diesem Stück antiquierten, hinderlichen Rechts uneinsichtig quer zur modernen, auf Zollvereinheitlichung zielenden Verkehrspolitik, die Bern mit dem Bau der neuen Landstrasse in den Aargau über Kirchberg Anfang des Jahrhunderts eingeleitet hatte.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht trug damals manches den Stempel, uneinsichtig quer zur Entwicklung und zum Fortschritt zu liegen. Das traf klar auf einen weiteren Eckpfeiler der Burgdorfer Existenz zu, auf die alte Stadtwirtschaft mit ihrem hauptsächlichsten Zweig, dem Handwerk. Die Vielfalt des handwerklichen Angebots und des Rohstoffbedarfs hatte die Kleinstadt einst an offiziellen Markttagen und



5 Die Stadtkirche um 1733.

auch sonst zur Güterdrehscheibe für einen grossen Raum weit emmeaufwärts gemacht. Wie andernorts wurde das Handwerk aber unter den Zwängen der Zunftwirtschaft verdorben. Preis- und Lohndiktate liessen es verarmen. In den Werkstätten arbeiteten immer weniger fremde Gesellen, dafür die Meistersfrau und ihre Kinder, Mädchen und Knaben, um Gotteslohn. Das armselige, erfolgsarme Arbeits-

klima trug schlechte Früchte: Anstatt mit guter Arbeit zu glänzen, verschanzten sich die Handwerker immer ausschliesslicher hinter Privilegien auf alleinige Berufsausübung, die sie in und ausserhalb der Stadt gegen Landmeister, Fremde und Frauen engherzig durchsetzten. Neid und Missgunst auf allfällig Bessergestellte und eine nicht zu überbietende Enge des Denkens beherrschten sie. Die Burgdorfer Handwerkerschaft war dafür bekannt, dass sie alles Neue rings um die Stadt mit ihren Demarchen vor dem eigenen und dem bernischen Rat torpedierte, so auch grosse landschaftliche Projekte wie die Garnmärkte in Sumiswald, die vom Emmental während rund 150 Jahren (1623 –1774) öfters beantragt und von den bernischen Landvögten voll unterstützt worden waren (*Häusler,* Dorfmärkte). Wer unter den Burgern mit neuen Ideen sein materielles Los verbessern wollte, rannte unweigerlich in das Sperrfeuer gehässiger Fachkollegen. Mit kleinbürgerlichem Gerangel beschäftigt, bemerkten die Burgdorfer lange nicht, dass die wirtschaftliche Entwicklung an der Stadt vorbeiging und sich draussen auf dem Land, in Oberburg und Kirchberg etwa, ansässig machte. Und als sie es bemerkten, taten sie nichts, um den Fortschritt doch noch einzuholen, sondern ergossen sich in Selbstmitleid über die frühern guten Zeiten, wie wir ja hörten.

Was die Zeit des Kirchenbaus und jene um 1763 besonders stark unterschied, war die im Ancien Régime fast völlig abhanden gekommene Mobilität der Stadtbevölkerung. Burgdorf nahm praktisch keine Neuburger mehr auf und nur sehr selektiv rechtlose Hintersässen. Nur noch wenige bessergestellte Handwerke konnten sich fremde Gesellen leisten, und fremde Bräute liess man erst durchs Stadttor, wenn sie Vermögen ausgewiesen hatten.

Mit dieser fatalen Entwicklung stand Burgdorf im Ancien Régime nicht allein; sie traf alle Städte, vor allem aber die Klein- und Untertanenstädte. Die Wirtschaftskrise hatte, wie wir das andernorts besser beobachten können, bereits in den 1460/70er Jahren eingesetzt. Sie dürfte auch in Burgdorf zu einer nicht voraussehbaren Verknappung der Mittel geführt haben. Hatte also der Kirchenbau die Stadt Burgdorf überfordert? Der Bau führte sicher an die Leistungsgrenze, was aber bei einer nachhaltigen, längerfristigen Erholung der Stadtwirtschaft nicht gravierend gewesen wäre. Da diese Erholung jedoch wie in andern Kleinstädten ausblieb, konnte Burgdorf zu wenig Atem schöpfen, so dass die Stadtkirche zumindest im 18. Jahrhundert eine zu

schwere Last wurde. Diese Entwicklung war aber bei Baubeginn 1471 nicht abzusehen. Die Anstrengungen, das grosse, im Innern auch noch reichgeschmückte Kirchenbauwerk um 1512 zu vollenden, dürfte Burgdorf und seine Bürger weit mehr gekostet haben, als was eine – übrigens nicht überlieferte – Bauabrechnung in Pfund und Schilling je aufzeigen könnte: Es war die volle Hingabe an ein gemeinsames Ziel. In diesem Jahr 1990 wollen wir in Hochachtung jener Leistung gedenken.

Anmerkungen

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um den Festvortrag, der anlässlich des Jubiläums «500 Jahre Stadtkirche Burgdorf» am 29. Oktober 1990 im Rahmen der Casino-Gesellschaft Burgdorf in der Stadtkirche gehalten wurde.

1 Der Vortrag basiert auf drei Quellenwerken, nämlich auf dem von *Jürg Schweizer* bearbeiteten Band «Die Stadt Burgdorf» der Kunstdenkmäler des Kantons Bern (1985), auf den Bänden «Emmental» (Erscheinungsjahr 1991) und «Burgdorf» (in Bearbeitung) der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen von *Anne-Marie Dubler.* Zur Burgdorfer Thematik sei auf die folgenden Werke verwiesen: *Hermann Rennefahrt,* Die Ämter Burgdorf und Landshut von 1384 bis 1798, in: Heimatbuch des Amtes Burgdorf ..., Band 2 (1938); *Fritz Häusler,* Das Emmental im Staate Bern bis 1798, 2 Bände (1958/68); *Ders.,* Die alten Dorfmärkte des Emmentals (1986). Einen allgemeinen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Hintergrund bieten: *Anne-Marie Dubler,* Geschichte der Luzerner Wirtschaft (1983); *Dies.,* Handwerk, Gewerbe und Zunft in Stadt und Landschaft Luzern (1982).
Herrn a. Staatsarchivar *Fritz Häusler* sei an dieser Stelle herzlich für die kritische Begutachtung des Manuskriptes gedankt.

2 *Preiswerk:* der Meister arbeitet mit selbstgekauftem Rohmaterial in der eigenen Werkstätte; *Lohnwerk:* der Kunde bringt dem Meister das Rohmaterial in dessen Werkstätte; *Störhandwerk:* der Meister arbeitet mit eigenem oder dem Material des Kunden in dessen Haus; *Verlagsgewerbe:* ein kaufmännischer Unternehmer organisiert Produktion und Absatz der Ware; er liefert den Heimarbeitern das Rohmaterial und übernimmt ihre Erzeugnisse zum Verkauf (*Dubler,* Handwerk, Gewerbe und Zunft, 345ff.).

3 *Dubler,* Fremde Handwerksgesellen in der Stadt Luzern des 15. Jahrhunderts, in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 9, 1991.

4 Der Unterschied zwischen Zunft- und Nichtzunftstädten bestand in der Verfassung: In den Zunftstädten, beispielsweise in Zürich, Basel, Schaffhausen usw., gelangte man nur über die Zunft in den Rat, in den Nichtzunftstädten dagegen direkt. Im Rat vertreten waren die Handwerker im 15. / 16. Jahrhundert jedenfalls da wie dort.

5 Der *Kollator* übt als Inhaber des Kollaturrechts Aufsicht über eine Kirche; ihm steht namentlich das Recht auf Besetzung der Pfarrstelle zu.

Abbildungsnachweis

1 Diepold Schilling, Berner Chronik, ursprüngliche Fassung (Zentralbibliothek Zürich, Mscr. Bd. III, S. 800).

2 Burgerarchiv Burgdorf, F 1.

3 Grabungsfund, heute Sakristeifenster der Stadtkirche (s. Jürg Schweizer, KDM Burgdorf 1985, S. 214f.).

4 Burgerarchiv Burgdorf, Ratsmanual A 89, S. 196.

5 G. S. Gruner, kolorierte Zeichnung im Schlossmuseum Burgdorf.

Grafiken: Anne-Marie Dubler (Computer-Grafik).